



„... weil du aus der Zerstörung des Krieges nicht heimfinden kannst“

Zu Leben und Werk von Gerhard Fritsch (28.3.1924 - 22.3.1969)

von Susanne Zobl

„Es geht mir weniger um Gesellschafts- und Zeitkritik als um die Darstellung eines exemplarischen Falles von der Vernichtung eines Außenseiters durch die freundliche, durchaus nicht böswillige, kompakte Mehrheit, die sich durch ihn irritiert und gefährdet fühlt“, schreibt Gerhard Fritsch in einem Begleitbrief zum Manuskript seines Romans *Fasching* an den Carl Hanser Verlag am 24. Juni 1965.

Was Fritsch hier als Leseanleitung seinem Roman beifügt, mag in gleichem Maße für die Rezeption seines gesamten Oeuvres gelten – und mehr noch: nichts scheint sein Schriftstellerleben besser zu charakterisieren als eben diese Sätze, die er über sein Hauptwerk, den Roman *Fasching*, geschrieben hat.

Gerhard Fritsch begeisterte und verstörte, Zeit seines Lebens und posthum. Sein Werk – von seinen ersten Gedichten bis zu seinem Romanfragment *Katzenmusik* – ist singulär und dennoch exemplarisch für die Entwicklung der Geschichte der österreichischen Literatur. Gerhard Fritsch hat die Literatur dieses Landes geprägt, ohne ihr seinen Stempel aufzudrücken.

Einerseits als Autor: von der Aufarbeitung des Krieges in seinen frühen Gedichten über die behutsame Auseinandersetzung mit der Tradition und der Ära des Wiederaufbaus in seinem Roman *Moos auf den Steinen* bis zur Darstellung einer Gegenwart, die weit über die Grenzen dieses Landes ihre bittere Gültigkeit hat. Andererseits als Redakteur und Herausgeber von Literaturzeitschriften durch seine Entdeckung von heute anerkannten literarischen Größen.

Gerhard Fritsch wurde am 28. März 1924 in Wien als Sohn eines Mittelschullehrers geboren: „Geboren 1924 / steht auf meinem Ausweis, auf deinem und auf vielen“ schreibt Fritsch in seinem gleichnamigen Gedicht, das mit folgenden Zeilen endet: „Und auch von uns sagt mancher / als wäre nie etwas gewesen: / Ein neuer Krieg ist unvermeidlich. // Die Hälfte unseres Jahrgangs / ist aus dem letzten nicht zurückgekommen.“

Mit 18 Jahren, kurz nach der Matura, wird Gerhard Fritsch zum Dienst in der deutschen Wehrmacht eingezogen. Als Funker einer Transportfliegerstaffel kam er durch fast ganz Europa. In seiner ersten Buchveröffentlichung *Zwischen Kirkenes und Bari* (1952), ein kleiner Band mit Kurzprosa

und mit Gedichten, arbeitet er die Geschehnisse seiner Jugend auf: „Zwischen Kirkenes und Bari / von Bayonne bis an die Wolga / Staub und Schweiß, Regen, Schnee und Blut. / Staub und Gräber, Gräber, Gräber, Gräber – / das waren die Jahre der Jugend“, heißt es im Titelgedicht dieses Bandes. Die Bilder, die Fritsch darin verarbeitet, sollten ihn sein Leben lang nicht mehr loslassen. „Die Gedichte, die ich schreibe, / manchmal, wenn es stiller ist, / sind nicht sehr heiter. / Sie sind so wie ich und ihr und was wir erleben ...“ beschreibt er sich in dem 1949 verfassten Gedicht *Den Kriegskameraden*. Die Erlebnisse des Krieges und die Unmöglichkeit der Aufarbeitung bleiben das Hauptthema von Fritschs Schaffen.

Dennoch versucht er nach seiner Rückkehr zunächst ein normales Leben aufzunehmen und beginnt ein Studium der Germanistik und Geschichte. 1948/49 schreibt Fritsch seine Dissertation. Das Thema: *Die Industrielandschaft in ihrer Darstellung durch die deutsche Lyrik*. Zu den Rigorosen tritt er nicht an. Fritsch entscheidet sich für das Leben eines schrifstellernden Beamten und nimmt eine Anstellung als Bibliothekar bei den Wiener Städtischen Büchereien an. In seinem autobiographischen Langgedicht *Dieses Dunkel heißt Nacht* (1955) beschreibt er seine Lebenssituation als Schriftsteller, Angestellter und Familienvater der Nachkriegszeit: „Ich fahre durch die Nacht / ein kleiner Bibliothekar / der ab und zu / ein Gedicht schreibt / das gedruckt wird.“ Fritsch spielt damit auf seine ersten Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften, Tages- und Wochenzeitungen von der linken Arbeiterzeitung bis zur konservativen Furche an.

1956 – Fritsch ist 32 Jahre alt – erscheint sein erster Roman: *Moos auf den Steinen* über das Scheitern der Renovierung eines Marchfeldschlosses. Sein Symbol für die Unmöglichkeit des Anschlusses an die kakanische Tradition wird von der Kritik missverstanden und damit zum Paraderoman der fünfziger Jahre hochstilisiert. Der Erfolg ist überwältigend. Ein Jahr später erhält Fritsch dafür den Förderungspreis zum österreichischen Staatspreis für Romane.

Neben seiner Tätigkeit als Bibliothekar hält Fritsch zahlreiche Vorträge und Lesungen in ganz Österreich; er hat zu diesem Zeitpunkt bereits drei Bücher herausgebracht.

1959 kündigt Fritsch seine Anstellung bei den Büchereien und übernimmt die Redaktion der Literaturzeitschrift *Wort*



Gerhard Fritsch, 1952
(aus: *Die österreichische Literatur seit 1945*,
Reclam 2000)



in der Zeit. Er will nicht mehr nur noch „Sonntags- und Nachtschreiber“ sein, wie er sich einmal selbst nannte.

Als Redakteur von *Wort in der Zeit* hat Fritsch die österreichische Literatur international gefördert. Er veröffentlichte erstmals Texte von Thomas Bernhard, Konrad Bayer, Gerhard Rühm und Peter Handke.

In dieser Zeit weist auch sein Schaffen einen radikalen Kurswechsel auf. Der sogenannte „Elegiker“

(Walter Weiss) wird zum Kritiker. 1963 erscheint sein Prosatext *Ein Minister meditiert*: Darin wird von einem Ministerbesuch in einer Provinzstadt erzählt; unschwer ist in dieser Figur Leopold Figl wiederzuerkennen, der einst „als kleiner Bauernfunktionär“ begonnen hat:

„Die Russen, sagten sie. Österreich, sagten sie. Man kann noch nicht wissen, sagten sie. Man muß erst abwarten. Man muß sehen, daß man die Familie in diesen schweren Zeiten durchbringt. Sich nur nicht exponieren, sagten sie. [...] Jetzt sind sie alle da an der Krippe, wie die Rehe im Winter. Jetzt sind sie alle die besten Österreicher, die man sich denken kann. Nur wenn sie blau sind, singen sie Nazilieder. Zum Spaß versteht sich. Ich habe auch Nazilieder gesungen, bis ich heiser wurde. Hinter dem Schubkarren. Dachau ist jetzt ein Museum. Sie führen Schulklassen hin, aber das hilft nichts. Die Vergangenheit besteht aus Phrasen und Legenden. Oder wird sie gleich in Bausch und Bogen gefälscht, geleugnet, weggelogen.“

Fritsch nimmt damit die Vertreter einer undifferenzierten Opfertheorie über Österreichs unmittelbare Vergangenheit aufs Korn.

1965 veröffentlicht er sein mittlerweile in zahlreichen Anthologien abgedrucktes Gedicht *Österreich*. Fritsch hatte es für das Bundeskanzleramt als Beitrag zum „Tag der österreichischen Fahne“ geschrieben. Dort lehnte man es ab.

Fritsch beschreibt darin Österreich als Land

„der unkompliziert Frommen der Josefiner der nörgelnden Pflichterfüller das Land das einen Orden für Eigensinn gehabt hat das Land das wir lieben und belächeln weil wir selbst auch unser Widerspruch sind. dieses Land das sich selbst nicht gemocht hat zwischen November und März dieses Land des Hungers des Hasses mit Bomben Schießsprügelspanischen Reitern Toten in der Vorstadt Toten im Dorf und im Ballhaus dieses Land des langsamen Selbstmords und der Hoffnung auf falsche Erlöser ist eines Tages gegen Abend wirklich tot gewesen ausgelöscht auf den Karten getilgt“

Dass die damalige Regierung das Attribut „Land des langsamen Selbstmords“ nur schwer akzeptieren konnte, mag heute plausibel erscheinen. Nicht genug damit schließt Fritsch sein Gedicht mit der Zeile: „lächelnd über seine Bestatter: Österreich“.

1965 wird sein Vertrag als Redakteur bei der konservativen österreichischen Literaturzeitschrift gekündigt. Die Auswahl seiner Texte sei zu progressiv, lautete die Begründung. In der Tat mag aber Fritschs nicht opportune Haltung der Grund gewesen sein. Ein Jahr nach seinem Ausscheiden wurde *Wort in der Zeit* eingestellt. Fritsch gründete die bis heute führende österreichische Literaturzeitschrift *Literatur und Kritik*.

1967 holt Fritsch endlich zum großen Rundumschlag aus, und das gleich auf zwei Ebenen; einerseits in der mit Otto Breicha gemeinsam herausgegebenen Anthologie *Aufforderung zum Mißtrauen* und andererseits mit dem Roman *Fasching*.

Darin erzählt Fritsch die Geschichte des Felix Golub, der als Deserteur in Frauenkleidern sein Dorf gerettet hat. Er wird dennoch an die Russen ausgeliefert. Als er nach zwölfjähriger russischer Gefangenschaft in sein Dorf zurückkehrt, fühlt sich die Gesellschaft in ihrer Ordnung gestört und holt nun zur totalen Vernichtung des Außenseiters aus.

Zwölf Jahre – wie sein Held Felix – hat auch Fritsch gebraucht, bis er seinen zweiten Roman nach *Moos auf den Steinen* veröffentlichen konnte. Zwölf Jahre, in denen sich der Autor und Herausgeber langsam an sein Hauptwerk herangeschrieben hat. Zwölf Jahre hat er gebraucht, bis er Worte fand für all das, was in seinem



Land, in Europa, in seinem Leben passiert ist: Nirgendwo in der Literatur scheint dies kompakter ausgedrückt als in diesen Zeilen aus dem Roman *Fasching*, wo Fritsch eine Gesellschaft in einer österreichischen Kleinstadt beschreibt:

„Mit rosa Seidenkrawatten Gamsbarthüten Kröpfen Schnauzbärten und Medaillen zogen die Mannen von weither kommend ein. Erster Weltkrieg, Zweiter Weltkrieg, Signum laudis, silberne Tapferkeit, goldene Tapferkeit hie und da, Eiserne Kreuze viel und noch mehr Spangen und Schilder, Nahkämpfer, Fallschirmspringer Panzerknacker Narvik Kreta Krim [...] alle hatten ihren Mann gestellt für Franz Joseph Karl Hitler.“

Die Rezensenten von einst, die Fritschs ersten Roman mit Lobeshymnen überschüttet hatten, reagierten verstört. *Fasching* wurde weitgehend abgelehnt. Doch Fritsch macht weiter, beginnt mit der Arbeit an seinem nächsten Roman, der den Arbeitstitel *Katzenmusik* trägt.

Von seinen literarischen Arbeiten kann Fritsch zu dieser Zeit nicht leben, auf Subventionen angewiesen wendet er sich am 22.2.1969 an das Kuratorium des Theodor Körner Stiftungs-Fonds:

„Ich muß nach wie vor außer meiner Tätigkeit als Redakteur der österreichischen Monatsschrift LITERATUR UND KRITIK diverse Artikel und Rundfunksendungen schreiben, um den Lebensunterhalt für mich und meine Familie bestreiten zu können. Dadurch ist auf Wochen, manchmal auch Monate, die Arbeit an meinem Roman unmöglich. Ein Stipendium Ihrer Stiftung würde mich in die Lage versetzen, das Manuskript in vier bis fünf Monaten neben meiner Tätigkeit für LITERATUR UND KRITIK abzuschließen. Der neue Roman („Katzenmusik“) wird ebenfalls bei Rowohlt erscheinen. Der Verlagsvorschuß ist, wie ich bereits im Vorjahr angeführt habe, schon während des Jahres 1967 aufgebraucht worden. *Katzenmusik* versucht, verschiedene Abhängigkeitsverhältnisse in der gegenwärtigen österreichischen Gesellschaft sprachlich zu artikulieren und damit real deutlich zu machen.“

Am 22. Mai 1969 antwortet ein Mitarbeiter des Theodor Körner Stiftungs-Fonds mit folgendem Schreiben:

„Sehr geehrte(r) Herr Fritsch!
Vom Kuratorium des Theodor Körner Stiftungs-Fonds erhielt ich den Auftrag, eine Untersuchung über die bisher vom Fonds geförderten wissenschaftlichen und künstlerischen

Arbeiten durchzuführen. Diese Erhebung hat den Zweck, die Öffentlichkeit, insbesondere aber die Geldgeber unseres Fonds, über die Leistungen der von uns geförderten Wissenschaftler und Künstler zu informieren.“

An diesem Tag war Gerhard Frisch bereits seit zwei Monaten tot. Er hatte sich in der Nacht zum 22. März, wenige Tage vor seinem 45. Geburtstag, das Leben genommen.

Ob aus finanzieller Not (drei Kinder, zwei geschiedene Ehefrauen, die dritte erwartete in den kommenden Monaten sein viertes Kind), aus Existenzangst, oder einfach aus Ekel vor der Welt, vor einer Gesellschaft, die ihm jedwedes Verständnis entzogen hatte?

Gedanken an ein freiwilliges Aus-dem-Leben-Scheiden, finden sich immer wieder in Fritschs Werk:

„Enttäuscht, verkannt und verraten“, will der Erfolgsschriftsteller Herbert Mehlmann in Fritschs erstem Roman *Moos auf den Steinen* von der Welt Abschied nehmen. In seinem Gedicht *Bilanz* schreibt Fritsch 1963 „Es muß nichts gelingen aber dann / und wann ist es einfach wie Messer / Kürbis und Tod.“ Und in einem seiner letzten Gedichtentwürfe:

„Er lag in der Ebene. Eine Lokomotive. / Eine Pappel. Das Fahrrad. Siebenmal sieben / Messer im entarteten Leib. Er grub sein Gesicht in den Sand. Eis wurden / Die Tränen. Es stimmte.“

Eine Antwort mag nur einer geben, nämlich Gerhard Fritsch selbst. Und er hat sie gegeben: in seinen Texten von seinen frühen Gedichten bis zu den letzten Gedichtentwürfen.

Einem Soldaten – ausgerechnet in diesem bislang in keinem seiner Bücher enthaltenen Gedicht ist in komprimierter Form nicht nur das gesamte Werk dieses Schriftstellers enthalten, sondern auch all das, was ihn Zeit seines Lebens verfolgte:

***Einem Soldaten* (5.12.1945)**

Schrei hinaus deine Qual
auf die triebgejagte Gasse,
wirf deine bangende Frage
den Hastenden ins Gesicht:
Warum, warum das alles?
Warum die Not, die Angst,

*der Kampf und der Tod?
Wo ist unseres Lebensjammers
versöhnende Rechtfertigung?
Du kannst nicht mehr glauben
an die Fassaden und Masken
verhüllender Täuschungen,
weil du voll Ekel gesehen hast
jegliches Ding in seiner Nacktheit,
wenn alles abfällt von ihm
wie schlechter Bewurf.
Lüge ist alles, was sie sagen
vom dunklen Sinn der Welt,
von des Schicksals blinder Gerechtigkeit,
von der Vergeltung der Ewigkeit,
alles Lüge und schlauer Betrug –
Niemand kann dich mehr betören,*

*doch das Glück wird dich meiden
wie der Tag die lichtlose Nacht.
Die Sehnsucht wird dich peinigern
nach der anderen Frieden,
du aber wirst ruhlos bleiben,
weil du aus der Zerstörung des Krieges
nicht heimfinden kannst.*

In den letzten Wochen wurde Gerhard Fritsch wieder einmal Gegenstand einer Verstörung. Die Stadt Wien hatte für den Ankauf des Nachlasses seinem Erben und Sohn Georg Fritsch 654.000 Euro bezahlt. Das ist in der Tat eine hohe Anerkennung für diesen singulären österreichischen Schriftsteller, die man aber zu dessen Lebzeiten besser investiert hätte. □

Susanne Zobl, ist Redakteurin für „news“ und „Die Bühne“.

Letztes Editionsprojekt: *Die öffentliche Frau – Medienstars in Österreich*, Verlag Ueberreuter, Wien 2002.